

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 187.

Samstag, 12. August.

1916.

(7. Fortsetzung.)

## Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käthe van Daele.

(Nachdruck verboten.)

Ebenso über die Begegnung mit der Großmutter, die leider unumgänglich blieb, trotz Fränzens flehentlichen Bitten und leidenschaftlichem Widerstand. Dem Herrn Pfarrer mußte Gehorsam geleistet werden, aber die engelsgute Tante versprach, Fränze auf diesem schweren Gange zu geleiten und ihn ihr zu erleichtern.

Die alte Glag, Fränzens Großmutter, lebte seit deren Aufnahme im Gutshaus auf dem Vorwerk, und wenn sie von der Herrschaft nicht immer besonders unterstützt worden wäre, hätte sie wohl beinahe vergessen, daß sie jemals ein Großkind hatte. Darüber war Gras gewachsen. Kein Mensch in ihrer Umgebung redete noch von der alten Geschichte; sie am wenigsten, denn sie mußte zwar etwas — ja, sie hatte unter der Guste ihren Sachen etwas gefunden, was ihr Aufklärung über Fränzens Vater gegeben —, aber sie hielt es für klug, keinen Gebrauch davon zu machen.

Früher, mit dem alten Herrn Pfarrer hatte sie einmal darüber gesprochen und der hatte ihr geraten, stillzuschweigen, nie ein Wort darüber zu verlieren. Der an ihrer Guste gekündet hatte, der trug seine Schuld an dem Kinde und an ihr ob. Mehr konnte sie nicht verlangen, im Gegenteil, durch unvorsichtige Reden nur ihre und Fränzens Sache verschlimmern.

Und das hatte die alte Glag eingesehen und hatte geschwiegen. Kein Mensch, auch nicht der gnädige Herr, auch nicht das gnädige Frauchen wußte etwas davon. Das würde mit ihr in das Grab gehen, wie es sich gehörte. Denn die alte Glagische war noch eine von denen, die zu der Herrschaft aufsehen wie zu einem kleinen Herrgott. Nicht rütteln, nicht zweifeln, nicht auslehnen — was von da oben kommt, das ist richtig.

Und da nun ihr Großkind von der Herrschaft wie ihresgleichen gehalten wurde, entwuchs es ihr auch vollkommen und wurde in ihren Augen auch etwas so viel Söheres und Besseres, daß sie niemals gewagt hätte, sich ihm zu nähern oder irgendwelchen Anspruch zu erheben.

Der neue Herr Pfarrer hatte sie in arge Bestürzung und Verwirrung gebracht als er die alte Geschichte wieder auführte und sich nach Fränzens Vater bei ihr erkundigte. Das war eine Bedrängnis gewesen, denn vor dem Herrn Pfarrer, der des lieben Herrgotts Stellvertreter war, konnte man doch nicht leugnen und lügen. Wie gut, daß sie die Geschichte noch mit dem alten Herrn Pfarrer abgemacht und sich strenge Weisung geholt hatte. Sie war schon ein bißchen schwach im Kopf, da konnte sie immer nur sagen, daß sie nichts wisse, daß sie alles vergessen habe, — beinahe war es ja auch so.

Und dann der Schreck, als das gnäd'ge Frauchen auf einmal mit der Guste ihrem Kinde zu ihr in ihr armetliches Stübchen kam!

Gottchen, Gottchen, sie konnte sich kaum aufrecht halten, wuschte mechanisch immer wieder mit der Schürze über die Dienbank und den alten Holzstuhl und wackelte dazu mit dem greisen Kopfe. Währenddessen sprach das gnäd'ge Frauchen und machte ihr klar, daß der Herr

Pfarrer gewünscht habe, die Fränze solle einmal ihre Großmutter kennen lernen und ihr die Hand geben.

Alle drei Personen fühlten sich so ungemütlich wie nur irgend möglich. Frau Minchen dachte, daß der Pfarrer ein eckiger Kerl und dieser Besuch eine dammlige Komödie sei. Die alte Glagische war ganz ohne Befinnung und grinste nur immer und Fränze stand steif wie ein Bod, während ihre Pflegemutter ihre feindseligen Gedanken gegen den Herrn Pfarrer in anerkennende Worte kleidete und die dammlige Komödie in Szene zu setzen versuchte.

„Gib deiner Großmutter die Hand, Fränze, und gib —“ sie wollte eigentlich hinzusehen, „und gib ihr einen Kuß“, aber Fränzens Augen funkelten sie so törend und zugleich flehend an, daß sie innehielt und sich dann verbesserte: „Und gib ihr den Namen, der ihr gebührt.“

Das war sehr schön ausgedrückt und erweckte in Frau Minchens Herz beinahe so etwas wie Rührung und Interesse.

In Fränzens nicht. Die Romangefühle verließen sie in diesem Falle und auf sich angewandt vollkommen. Sie trat nur sehr zögernd vor und ihre Hand hob sich ganz langsam.

„Na, Glagische, geb' Sie man der Fränze die Hand, genier' Sie sich nicht“, ermunterte die Gutsherrin.

Die alte Glag wuschte und wuschte an der knöchigen, verarbeiteten Hand und faßte dann die weißen, widerstrebend gebotenen Fingerchen behutsam wie ein zerbrechliches Ding. Aber unter der Berührung der jungen, warmen Mädchenhand quoll plötzlich etwas Heißes, Hartliches in ihrem alten, öden Herzen auf. Ganz fest schlossen sich ihre Finger um die Fränzens, Tränen traten in die blassen, matten Augen und immerzu mit dem Kopf nickend, murmelte sie: „Jo, jo, dat is min olle, leuwe Margell, min Guste. Gottchen, Gottchen, wie se lewt un lewt, min olles, godes Kind! — Daß ich das noch erlem —!“

„Sag Großmutter zu ihr, Fränze“, mahnte Frau Minchen und wuschte sich ergriffen die Augen.

Fränze biß die Zähne zusammen und preßte dann kurz und hart hervor: „Großmutter!“

Ein glückseliges Leuchten lief über das runzelige Gesicht der Alten. „So'n feins Freileinche un sagt zu mir Großmutter! Jo, jo, die Guste, die hatt's zu was gebracht! Se hatt' immer so was Streham's! Un nu seht ihr Kind! Se sieht ihr ganz ähnlich, — man bloß die Augens hat se vom Vadder, de blauen Augens!“

Vorbei war es mit Frau Minchens Rührung, sie zuckte erschreckt zusammen. Was faßte die Alte da von den blauen Augen des Vaters?

„Was red't Sie für dumm Zeug, Glagische“, fuhr sie die Alte heftig an. „Sie ist 'ne alte, gebrechliche Frau, der solche Aufregungen nicht mehr gut tun. Kommen, Fränze, wir sind lang genug hier gewesen. Gib deiner Großmutter die Hand zum Abschied.“

Fränze atmete auf, hastig streiften ihre Finger über die trockene, magere Hand. „Adieu, Großmutter.“

„Ach, du liebes Gottche, wollen die gnä'ge Frauen schon wieder geh'n? Soll ich denn das Kindchen nie mehr seh'n?“ wimmerte die Alte, deren Gefühl, einmal aufgewacht, nicht gleich wieder einschlafen wollte, kläglich auf.

„Nein, nein, Glagsche, das ist nichts für Sie und nichts für die Franzista. Sie muß nicht vergessen, Glagsche, daß Sie alle Rechte auf das Kind abgetreten hat. Sie paßt nicht in Fränzes Verhältnisse. Aber Sie kann dem Herrn Pfarrer jetzt sagen, daß Ihr Großkind bei Ihr gewesen und seine Pflicht erfüllt hat. Versteht Sie? Und sonst hält Sie hübsch den Mund, Glagsche, versteht Sie? Die ganze Nachbarschaft und die Leute brauchen nicht daran erinnert zu werden, daß Ihre Guts mal einen Fehltritt getan hat. Versteht Sie?“

„So, jo“, nickte die Alte, „ich kann schon's Maul halte, gnä'ges Frauen, kann ganz ruhig sind un der Guts ihr Kind will ich nich schaden. So'n gold'nes Seelche, so'n schönes Engelsche!“ Reize streichelten ihre Hände Fränzes Kleid und zärtlich nickte sie ihr zu. „So, jo, das hat der alt'n Großmutter wohl getan un man kann nich wissen, — jo, jo, der liebe Gottche lohn' dir's, mein Trautsterchen!“

Sie murmelte und habbelte noch immer vor sich hin, als Frau Minchen und Fränze schon längst wieder aus Schweite waren. Ja, man konnte nicht wissen, vielleicht war es doch gut, daß sie das Bild, den Ring und das eine kleine Briefchen, das sie unter Gustes Nachlassenschaft gefunden, noch immer aufbewahrt hatte. Vielleicht konnte es dem Kinde doch noch mal nutzen, dem schönen, vornehmen Kinde. So gut die Fränze es auch zu haben schien, aber der Vater fehlte ihr doch. Ja, ja, das verstand auch die alte Glagsche. Und wenn es auch man ein Vater von nebenher war, immer konnte er wertvoller sein als gar kein Vater. Das gnä'ge Frauen war ja gut, aber, — man konnte doch nicht wissen. Das seit langen Jahren total vergessene Großkind war plötzlich in den Ideenkreis der alten Frau gerückt. Sie hatte jetzt etwas, wofür sie sich interessieren, was sie lieben und für das sie sorgen konnte, und während Fränze schon nach acht Tagen den ganzen Vorgang vergessen hatte, und gegen den Wunsch und die Annahme des Herrn Pfarrers total unbeeinflusst davon geblieben war, hing die alte Frau ihm fortan getreulich nach und sann und sann heimlich, wie sie, wenn auch nur aus der Ferne, das schöne, vornehme Großkind wiedersehen und vielleicht doch noch etwas an dessen Schicksal bessern und verschönern könne.

Frau Minchen und ihr Mann atmeten auf, daß, was ihnen wie eine drohende Unannehmlichkeit ausgesehen und so peinlich beunruhigt hatte, eigentlich vollkommen nichtsagend und nebensächlich vorübergegangen war. Dem Eigensinn des Herrn Pfarrers war Genüge getan, und als er gemeint hatte, daß Fränze gewisse Pflichten gegen ihre einzige lebende Blutsverwandte beistehe und sich auch fernerhin um diese bekümmern müsse, war Frau Minchen unangenehm geworden, hatte erklärt, daß sie das Kind nur unter der Bedingung vollständiger Loslösung von seiner Verwandtschaft zu sich genommen und erzogen hätten, und daß sie keinerlei Änderung in diesen Abmachungen wünschten. Sie wäre dem Wunsche des Herrn Pfarrers nachgegeben, Fränze hätte ihre Abkunft erfahren und sich so weit bezwungen, um nach seinem Willen die Großmutter anzuerkennen, aber weiter sollte das Kind nicht gequält werden, darum bitte sie dringend.

Sie hätte erst jetzt von Fränze selbst erfahren, daß das, was der Herr Pfarrer Hochmut gegen die niederen Leute nenne, nur aus Fränzes Kenntnis ihrer Geburt entspringe, nur aus einem wunden Gemüt käme, das sich vor rauher Berührung fürchte und nur noch tiefer verwundet würde, wenn man es zwänge, in diese Berührung zu treten.

Das war wieder eine Romanphrasen, die Frau Minchen sich mühsam zusammengeflügelt hatte und auf die

sie sehr stolz war, und der Ton, in dem sie damit vor den Herrn Pfarrer trat, hatte einen so scharfen und eigenartigen Klang, daß der Herr Pfarrer fühlte, hier am Ende seiner Macht zu sein und für sich beschloß, vorläufig kein Wort mehr darüber zu verlieren.

Die Zusammengehörigkeit zwischen Frau Minchen und ihrem Pflegekinde war nach diesem kleinen Zwischenfall nur noch inniger geworden; zugleich aber hatte erstere nicht ganz umsonst im Schnee gestanden und im Bucho ihres Herzens gelesen.

Sie machte jetzt nach allen Seiten hin Anstrengungen, ihre Gefühle gerecht zu verteilen und ihrem eigenen Kinde näher zu treten, und da Fées Seele und Gemüt gerade in dieser Zeit ihres Konfirmationsunterrichtes viel weicher und tiefer gestimmt waren als sonst, ihr Herz sich weit öffnete für alles Gute und Liebe und sie selbst eine unklare Sehnsucht fühlte, ihrer Mutter näher zu treten und sich fester an sie zu schließen, so kamen sich beide mit dem besten Willen entgegen und die Beobachtenden, Frau Berta und Fräulein Marie, machten sich gemeinsam die schönsten Hoffnungen auf ein normales Verhältnis und Verständnis zwischen Mutter und Tochter.

Fräulein Marie immer zurückhaltender und zweifelnder als Frau Berta. Sie stand täglich dabei und sah die unausgesetzten Zusammenstöße, die bei den heroischen Versuchen der beiden Ungleichen herauskamen. Alles, was die Mutter entzündete, fand die Tochter langweilig und sad, und wofür Fée schwärmte, woran ihr lebhafter Geist sich entzündete und erwärmte, das war Frau Minchen entweder ganz unverständlich oder doch wenigstens direkt unsympathisch.

Beide übten eine Sisyphusarbeit, immer wenn die eine dachte, den Stein ihrer Zusammengehörigkeit glücklich oben zu haben, tippte die andere mit dem Finger ihrer Verständnislosigkeit daran und er rollte wieder glatt und flink den Berg hinunter.

Frau Minchen hatte es schwerer mit ihren Bemühungen, denn bei ihr kam noch der Kampf mit den Äußerlichkeiten dazu. Ihr Märchenkind hielt sich leider mehr an das Vorbild der Mlle. Leirauch als an das vorgeschriebene des Schneewittchens, und darüber konnte die Mutter nicht fortkommen. Dagegen hatte Fée es schwer im Innerlichen, denn Frau Minchen blieb beim Strickstrumpf und den sentimentalen, schwülftigen Romanen, während ihre Tochter, neben der unentwegten Vorliebe für die landwirtschaftliche Tätigkeit, einen vorwärtstrebenden, bildungsfähigen Geist, sehr klares, scharfes Denken und einen schönheitsdurstigen und schönheitsempfindlichen Sinn besaß. Nur daß dieser bei ihr nicht in den Augen, sondern im Verstande und in der Seele saß und über alles Kleinliche, Äußerliche hinaus dem wirklich Großen und Großen zustrebte.

So konnten die beiden trotz aller Mühen nie zusammenkommen und es war der Zeitpunkt abzusehen, an dem sie es aufgeben würden, sich zueinander zu finden und jeder wieder glatt seinen Weg einschläge, der eine nach rechts, der andere nach links.

Am Einsegnungstage erreichten sie, sozusagen, den Gipfel ihrer guten Vorsätze und dahinter, wie sich das für Höhepunkte von Rechts wegen gehört, den absteigenden Pfad.

Fée war tief ergriffen von der Heiligkeit des Tages und von der großen menschlichen Verantwortung, zu der er sie wehte. In ihr behte und tönte es von lauter guten, christlichen Vorsätzen, von einer werktätigen Menschenliebe und dem Gefühl ihres eigenen Menschwerdens. Ihr sonst herb und schen verschlossenes Empfinden wallte über die Ufer. Weit über die Erde hinausgehoben, beugte sie ihr junges, rotblondes Haupt in seliger Demut dem Priestersegen und sank dann, nach der vollendeten, feierlichen Handlung ihrem Vater schluchzend in die Arme.

(Fortsetzung folgt.)



Nicht jede Besserung ist Tugend.

Geller

## Sommer in Łazienki.

Von Erich Köhler (Warschau).

Der wirbelnde Marktlärm der Nowy Świat mit ihren Hunderten von Geschäften löst sich in die grüne Breite der Aleja Ujazdowski's plötzlich auf. Die handeltreibenden Gestalten sind von der Straße verschwunden, und nur Spaziergänger, die die schöne Luft des Sommertages zwischen den Parks der Aleja genießen wollen, schlendern gemächlich vorbei oder sitzen in Scharen auf den Bänken unter den schattigen, ragenden Bäumen. In der Ferne wogen aus dem grünen Meer leuchtend weiße Türme auf, die Türme des Schlosses Belvedere, das Konstantin Pawlowitsch vor knappem hundert Jahren zu neuem Glanz hat erheben lassen, und das jetzt dem Generalkommandeur von Polen, General v. Beseler, dem Bezwinger Antwerpens und Nowogeorgijewski's, einen willkommenen Sommeraufenthalt bietet. Aber ehe das mächtige Tor des Belvedere an die Straße herantritt, stürzen sich die kleinen, flinken Pferdchen meines Wagens in eine Schlucht, die sich unter mächtigen Bäumen jäh zur Tiefe senkt. Steile Hänge, auf deren schmalen Wegen sich zärtliche Pärchen ergötzen, sperren nach beiden Seiten den Blick. Plötzlich bricht rechts eine riesige gelbe Flamme durch das schimmernde Grün, und gleichzeitig stellt sich uns links ein schnaubendes Ross dräunend entgegen.

Das Reich erscheint besonders gigantisch durch den winzigen Mann, den es trägt. Auch sein Ruhm ist größer als seine Figur. Man hat schon in der Schule vor dem Befreier Wiens, Johann Sobieski, eine solche Ehrfurcht eingeimpft bekommen, daß man mit Verblüffung das Denkmal schaut, das seine Landeskinder ihm gesetzt haben. Auf dem Niesengaul sitzt ein Püppchen, etwa in der Ausführung, wie der Stift der Karikaturisten gern den Italienerkönig zeichnet, und die große Geste, mit der das Wurm dem Beschauer den Marschallstab entgegenreckt, erhöht nur die komische Wirkung. Vielleicht freilich ist das Denkmal höchst realistisch, höchst echt noch der Natur, und der Deutsche, besonders der Berliner, ist nur zu sehr gewöhnt, daß Denkmäler nur in verschönerndem Pathos geboten werden, um den eigenen Reiz dieses Sobieski würdigen zu können.

Um so empfänglicher sind wir für die Schönheiten des gelbschimmernden Gebäudes, zu dem wir auf verschlungenen Pfaden gelangen. Hier darf unsere Phantasie zu blühendem Leben erwachen, darf die grünumbuschten Wege mit schelmischen Gestalten bevölkern, darf sich aus der kriegerischen Gegenwart in die spielerische Vergangenheit zurückträumen, da hier Polens Fürsten den berausenden Trank der Liebe in vollenügen kosteten. Aus der verliebten Laune eines Fürsten ist Schloß Łazienki entstanden. „Łazienki“ ist ein polnisches Wort, das man in unserer Zeit nicht allzu häufig hier in Gebrauch findet. Es heißt auf deutsch „Bäder“. Ein Badehaus für eine seiner Liebsten hatte August der Starke in diesem Park erbaut, der an Schloß Belvedere anstößt. Noch sieht man, welche Pracht vor 150 Jahren fürstliche Kunst um die weißen Glieder der geliebten Frau breitete. Die lichte Bläue des Delfter Porzellans, das die beiden Badezimmer, den ersten Beginn des Schlosses, umspannt, und in voller Schönheit erhalten ist, mag mit losender Schmeichelei den Reiz der Badenden erhöht haben. Von der Decke lächelt ein farbenprunkendes Wandgemälde herab, Diana, die keusche Jägerin, im Bade, die der —: sagen wir: Kollegin unten freundlich zuschaut.

August Poniatowski, der letzte König von Polen, fand solchen Gefallen an dem aparten Badehäuschen, daß er es zu einem schönen, stattlichen Schloß erweiterte. Von den Kunstschätzen, die Polens Fürsten an dieser Stätte aufhäuften, ist nicht viel mehr zu sehen. Die Russen haben beim Abzug mitgeschleppt, was nicht unlösbar mit dem Bau verknüpft war. Aber auch die leere Pracht des Hauses lohnt noch des Besuchs und weckt im Besucher Bewunderung und Verwunderung, Verwunderung für die Schönheit und Reinheit der Formen, Verwunderung über die Unschtheit und Wertlosigkeit des Materials.

Hinter dem Plakat, mit dem der deutsche Kommandant am Tage der Einnahme Warschaws Schloß Łazienki dauernd von Einquartierung befreite, hält ein uralter Kastellan Wacht. Er legt dem Besucher schon an der Pforte Filzpariser von

Ulträterformolen vor, auf denen man nicht ohne Mühe durch die Säle schürft. Unmittelbar an die Badezimmer schließt sich der Ballsaal, ein mittelgroßer heller Raum, in dem die Russen zwei große Plastiken haben stehen lassen, einen kolossalen Herkules, an dessen Sockel sich ein Zentaur und Perseus finden, und eine recht gute Nachbildung des Apollo von Belvedere. Über beiden antiken Größen aber, über Apollo und Herkules, breitet ein gewaltiger polnischer Adler seine Schwingen. Auf den breiten Pfeilern der Längswände hat ein forstfreudiger Maler die vier Jahreszeiten und die vier Elemente symbolisch verherrlicht.

Sehr pomphaft ist die Schloßkirche, die Alexander X. angebaut hat. Seltsame Türhüter bewachen den Eingang: zwei gewaltige Dämonen, Liberius und Pompejus. Die Kirche ist ganz in Weiß und Gold gehalten, und die Goldschmiederei am Altar zeigt ein sehr hoch entwickeltes Kunstgewerbe. Leider verdirbt sich der gründliche Betrachter leicht den Eindruck, wenn er erkennt, daß die ganze Marmorpracht schauerlicher Stud ist.

Den Stud haben die fliehenden Russen da lassen müssen, dafür haben sie aber um so energischer und konsequenter die Zimmer ausgeräumt, die die Bildergalerie bergen, das Grüne Kabinett mit der schimmernden Smaragdbrocht seiner Damastbespannung, die mit Bildern polnischer Edeldamen bedeckt war, sozusagen einer Art gemalter Leporelloliste, der Salomonsaal, auf dessen wundervollem Holzmosaikboden Vaccarelis Dedengemälde Salomos Trauer mit den Episoden aus seinem Leben ringsum einsam herabschaut, die eigentliche Bildergalerie, deren roter Brokat vergeblich über die Kahlheit der Wände hinwegtäuschen will. Merkwürdig für unser Empfinden ist der Speisesaal, ein langgestreckter koller Raum, dessen ganzer weißer und roter Marmorputz ebenso imitiert ist wie die Marmorsäulen der Rotunde, eines schönen, kreisförmigen Raumes, in dem die Standbilder der Könige Kasimir der Große, Sigmund I., Stephan Batory und Johann Sobieski verlassen stehen, nur beschützt von dem Gemälde, das ihre Tugenden verkündet, als da sind: Mut, Klugheit, Gnade, Gerechtigkeit.

Aber dem Erdgeschoß, das die Repräsentationsräume des Schlosses enthielt (wozu die Badezimmer ja sicher einmal gehört haben!), liegen die intimeren Räume, in denen vor 18 Jahren zuletzt der Zar gewohnt hat. Mit Schauern der Ehrfurcht steht der Untertan die Badewanne, die den allerhöchsten Leib aufgenommen hat, d. h. er sieht das Gestell, in dem die Wanne geruht hat. Denn da sie aus Kupfer bestand, haben die respektlosen Russen sie hübsch mit entführt. Aber es bleibt noch genug erhebende Atmosphäre in diesen Räumen, die alle recht gemütlich sind, und sich im wesentlichen durch die Farbe der Damastbespannung unterscheiden, die zartblau, rot, grün mit Geschmack variiert ist. Als gewissenhafter Chronist muß ich noch eine Eigentümlichkeit feststellen, die mir aufgefallen ist: die außerordentlich große Zahl von diskreten Orichen in diesen Paradenzimmern. Allein um das Badezimmer gärten sich drei. Ich fühlte mich auch hier wieder lebhaft an gewisse Scherze unserer Karikaturisten erinnert.

Trotz dieser anheimelnden Erinnerung zog ich es vor, den Blick von diesen Stätten der Zurückgezogenheit in die Landschaft hinauszuwenden. Von der Anfahrtsstraße aus sieht man die Rückfront des Schlosses. Die Vorderfront, in verhältnismäßig schlichten Barockformen gehalten, ist dem Park zugewandt. Ein kleiner See, auf dem im Sonnenglast Schwäne sich schaukeln, führt seine Wasser in den Park hinein, wo sie in der Tiefe, im dichten Grün, in erweiterter Ausdehnung von Ruderbooten bunt belebt sind. Auf der Plattform zwischen seinen Ufern und dem Schloß spielen die Sommerstrahlen losend um zwei zärtliche Gruppen, Faun und Nymphe und Joseph und Potiphar. An der Seite aber, im Hintergrund, zwischen immer grünem Gebüsch, wächst aus dem Park ein graues Gemäuer auf, das einstige Sommertheater, das August Poniatowski in den Park gestellt hat.

Mit außerordentlichem Geschick ist das Theater gebaut. Gegenüber dem amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauerraum, um dessen obersten Rand sich eine Reihe von verliebten Amoretten zieht, liegt auf einer Insel die Bühne. Ein breiter Graben trennt Zuschauer und Schauspieler. Hinter dem Graben liegt zunächst ein verdecktes Orchester, dann bettet sich in dichte Bäume, die den Schall trefflich festhalten mögen,

die Bühne. Noch sieht man unter Trümmern die Gestele, die den Kulissen Halt gegeben haben. Denn hier war nicht ein Naturtheater, wie in den letzten Friedensjahren in der ganzen Welt an irgend einem schönen Punkt Hunderte primitiv entstanden sind, sondern hier haben Polens Fürsten höchst komplizierte Bühnenswerke ihren Gästen glanzvoll vorgeführt. Man kann wohl Reigung spüren, die alte Kunststätte einmal neu zu beleben, und den sommerlichen Zauber des Parks durch Aufführungen an dieser geweihten Stätte zu vergrößern.

Vom höchsten Rand des Amphitheaters lasse ich den Blick hinüber schweifen nach dem edlen Bau des Schlosses, das die scheidernde Sonne in blendender Glut aufleuchten läßt. Von den Klirren draußen scheint kein Hauch hierher zu bringen, nichts erinnert daran, daß die heitere Menge, die die lauschigen Wege des weiten Parks erfüllt, seit Jahresfrist den Eröberer bei sich sieht, der ihr Befreier vom Jarenjoch geworden ist. Leicht träumt der Sinn sich hier zurück in eine reizvolle Vergangenheit. Da regt sich's in den Lüften, erst leise, dann lauter, immer lauter, ungestümer. Mit donnernder Kraft, mit sieghaftem Stolz, schmettert die Gegenwart ihren Janfarenruf in die Träume. Über dem Schloß der polnischen Könige, an dem an zwei Standbildern die Inschriften stehen: „Mars requiescat“ und „Polonia reslorescat“ zieht ein deutscher Doppeldecker seine sicheren Kreise. Deutlich flammt das Eisenkreuz in die Landschaft, wie eine Verkündigung, daß unter seinem Schutze diese beiden Inschriften Wahrheit werden sollen. (Bens. Vln.)

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Der beste Zeitungstitel für die Fahrt der „Deutschland“. Bekanntlich wird der Kunst, sensationelle Ereignisse mit einer möglichst sensationellen Zeitungsoberschrift zu versehen, am meisten von den amerikanischen Blättern gehuldigt, die bei solchen Gelegenheiten wahre Wettkämpfe veranstalten, um sich gegenseitig zu überbieten. Als nun die ganze Welt durch die Ankunft des Handels-U-Bootes „Deutschland“ in Baltimore überrascht wurde, war die besagte Titelfrage erklärlicherweise von besonderer Wichtigkeit. Nach Ansicht der Amerikaner schoß in diesem Fall die „New York World“ den Vogel ab, indem sie über die erste Nachricht in Riesenbuchstaben die fünf Worte setzte: „Gut ab vor Jules Verne!“ Die „Daily News“ aber, die dies berichten, wollen auch nicht zurückstehen und erklären darum, sich einen noch kürzeren und treffenderen Titel ausgedacht zu haben, nämlich die drei Worte: „Deutschland unter alles“. Wobei das sinnige Londoner Blatt sicherlich nur sagen will, daß die „Deutschland“ als erstes Handelsschiff unter Wasser gefahren sei. Eine Tatsache, der wir nicht zu widersprechen brauchen! . . .

Neues über die Fischerei im Kriege. Durch die Absperrung des Meeres durch Minen und Kriegsfahrzeuge wurde die Fischerei in den europäischen Gewässern begreiflicherweise sehr fühlbar geschädigt. Ganz besonders hat England in dieser Beziehung sehr zu leiden, dessen Fischerbevölkerung an der Süd- und Ostküste vielfach der Not ausgesetzt ist, und auch die neutrale Fischerei wird durch die englische Willkür zur See immer mehr in Mitleidenschaft gezogen. Bekannt wurde in letzter Zeit vor allem die englische Bedrohung der Fischerei Norwegens und Hollands. Auch unsere deutschen Seefische sind, wie in einer Besprechung der diesbezüglichen Verhältnisse in der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Revue“ ausgeführt wird, naturgemäß selten geworden. In der Ostsee können gegenwärtig die besten Fischgründe nicht besucht werden, und der Fang in der Nordsee muß infolge des Krieges gänzlich ruhen. Die von den Nordseefischereien bekanntlich auch in der Kriegszeit gezahlten guten Renten sind auf die Verpachtung ihrer Fahrzeuge an die Regierung zurückzuführen. Günstiger liegen die Verhältnisse für die deutsche Binnenfischerei. Hier sei nochmals betont, daß die schleunige Benuzung nicht regelmäßig lesehler oder abgefischter Teiche — wie Dorf-, Haus-, Park- und Ziegelteiche höchst wertvolle Resultate zu ergeben vermag. In vielen solchen Teichen sind die eingefischten Besatzfische, vor allem Karpfen und Schleie, im Herbst zu Speisefischen

gerangereicht. In den Forellenteichen wurde durch die von den Behörden rege unterstützten Vereinigungen schnellwüchsiger Besatz geschaffen, der ebenfalls im Herbst genügend herangewachsen sein wird. Zur weiteren Besserung der Fischereierträge werden eine Anzahl behördlicher Verfügungen für die Winterzeit vorgeschlagen, wobei auch eine Beurlaubung der Mannschaften in den Fang- und Abfischzeiten wünschenswert erschiene. Auch könnten die Mindestmaße der Schonzeit, unbeschadet des Fortbestandes unserer Fische, für die Kriegszeit noch wesentlich herabgesetzt, manchmal sogar ganz aufgehoben werden.

Der Ursprung der Obstnamen. Draußen prangt und leuchtet jetzt das Obst an allen Zweigen. Wie ganz anders farblos und kahl sah die deutsche Landschaft in der Zeit unserer Vorfahren vor etwa 2000 Jahren aus. Nur Holzapfel und Holzbirnen sowie Vogelkirschen und Schlehen waren bei uns heimisch, und dazu kamen von Beeren die Heidel-, Him-, Brom- und Preiselbeeren. Die anderen Beeren, vor allem die Johannisbeere und die großfruchtigen Erdbeerarten, wurden erst im Laufe der Jahrhunderte nach Christi Geburt bei uns eingeführt. Auch unsere edlen Obstsorten gehören alle dem Süden oder dem fernen Osten als ihrer ursprünglichen Heimat an. Dieser zwiespältige Ursprung läßt sich noch deutlich in ihren Namen erkennen. Unser wichtigstes und gesündestes Kernobst ist der Apfel. Affholder, Affalter hieß der Apfel bei unseren Vorfahren, ein Wort, das jetzt nur noch in Ortsnamen vorkommt, so Affalter im Erzgebirg. Affalter oder Apfeltracht bei Augsburg, wahrscheinlich war auch Apolda eine Apfelfstadt. Die Kirsche hieß im Mittelalter und bis nahe zur Zeit Hans Sachsens ebeneder Kerse, was der lateinischen Bezeichnung cerasus näher liegt. Die Pflaume hieß ursprünglich der wilde Pflaumenbaum deshalb, weil seine Früchte frühzeitig (prunos) reiften. Die blauen oder gelben Spillinge, die zeitigen Rundpflaumen, sind aus Kreuzungen und Veredelungen der Schlehen entstanden; das Wort Schilling, Spinadel, entstand aus dem altheutschen Spimola, was daran erinnert, daß der Weißdornstrauch, an dem sie reifen, Dornen oder Stacheln trägt. Diese Früchte des Schwarzdorn- oder Weißdornstrauchs erhielten vielleicht ihren Namen vom mittelhochdeutschen slehe, was etwas Einfaches, Schlichtes, Mattes bedeutet. Die teigige Mispel entlehnt ihren Namen dem Lateinischen, die Aprikose bedeutet „die auf dem Baum gelöste“, die Pfirsiche und die Apfelsinen erinnern an ihre persische, bezw. chinesische Heimat; für China sagte man früher Sina (chinesischer Apfel). Die Birne und die Nuxleiten ihre Namen ebenfalls aus dem Lateinischen ab. Aber fast alle diese Früchte haben freilich im Laufe der Jahrhunderte auf deutschem Boden erst noch eine große Entwicklung und Veredelung erfahren, so daß es Leispielsweise von den Birnen jetzt allein über 1200 verschiedene Sorten gibt.

Der Film im Klavierunterricht. Die hohe Bedeutung und Verwendungsfähigkeit der Photographie zur Verbesserung und Erleichterung des Klavierunterrichtes hat, wie in der Zeitschrift „Photographie für Alle“ ausgeführt wird, die Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise auf den Kinematographen als musikalisches Unterrichtsmittel gelenkt. Schon seit längerer Zeit gab es mehrfach Klavierschulen, in denen die verschiedenen Arten des Anschlages und der Fingerhaltung durch entsprechende photographische Aufnahmen genauer vorgeführt wurden. Dies legte die Vorführung der Klavierspieltechnik durch bewegliche Filme nahe. Eine bekannte amerikanische Filmfabrik hat als erste solche Versuche unternommen, die sehr günstig verliefen und sich als außerordentlich vorteilhaft erweisen sollen. Namentlich Klavierkünstler wie Paderewski (auch der Geiger Fritz Kreisler) wurden während des Spielens gefilmt. Die so gewonnenen Filme geben aufs genaueste die Arbeit der Hände und die Fingerfertigkeit der Künstler zu dem Instrument wieder. Diese Filmaufnahmen sollen nun als wesentliches Lehrmittel in den Klavierschulen verwendet werden. Der Vorteil dieser Vorführungen liegt auch darin, daß man die Filme nach Belieben und Bedarf langsamer oder schneller abrollen lassen kann, so daß es möglich ist, auf die Aufmerksamkeit und Individualität des Schülers in jedem einzelnen Falle Rücksicht zu nehmen. Nicht zu vergessen ist auch, daß dieses Lehrmaterial dauernden Wert behält und für spätere Zeiten auch von musikhistorischer Bedeutung sein dürfte.